



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Wochenbericht.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

W o c h e n b e r i c h t.

Constantinopel, Pera den 16. Februar 1853. Im kommenden Monat Mai werden vierhundert Jahre vergangen sein, seitdem die Türken den Halbmond auf den Zinnen der Stadt Constantin's aufgepflanzt. Eine alte Sage, die bald nach der Eroberung in der griechischen Bevölkerung umging und bis zur heutigen Stunde sich erhalten hat, verkündet, daß am Ende dieses Zeitraums, den der Herr als eine Prüfungs- und Bußzeit über sein Volk verhängen, das Kreuz auf's Neue über der Alta Sophia erhöht werden würde. Beinahe möchte man nach einer Ueberschau der politischen Situation des Augenblicks auf die Vermuthung kommen, daß die altersgraue Prophezeiung ihrer Erfüllung entgegen gehe!

Seit den zwanziger Jahren dieses Säculums hat das ottomanische Reich sich in keiner so drohenden und ausweglosen Krisis befunden, wie die gegenwärtige. Die Verwickelung ist eine um so ernstere, als sie eine zweifache, mit Oestreich und Rußland zugleich ist. Einsichtige Politiker sahen vor langer Zeit schon das drohende Ungewitter heraufziehen. Aber die Umstände, wie sie nun einmal sind, haben es gewollt, daß der fragliche Augenblick weder die Pforte selber einigermaßen in Fassung, noch die beiden großen Seemächte in einer Haltung findet, welche ihnen gestattete, recht zeitig und mit ihrer ganzen politischen Schwerkraft auf den Gang der Ereignisse zu influiren.

Wie alle Verhältnisse, die erst in der Entwicklung begriffen sind, liegen auch die hier in Rede stehenden noch äußerst verworren vor den Blicken des Beobachters. Hundert Widersprüche, wohin man hört und sich wendet. Unter solchen Umständen hat es einige Schwierigkeiten, den leitenden rothen Faden aufzufinden. Indem ich den Versuch dazu mache, verwahre ich mich ausdrücklich gegen einen etwaigen nachträglichen Vorwurf, in diesem oder jenem Punkte gefehlt zu haben.

Man muß bei Berücksichtigung der Lage zunächst, und um von allem Anfang an sich vor mißleitenden Irrthümern zu hüten, das Verhältniß Rußlands und Oestreichs unter einander scharf auffassen. Das gemeinsame politische Oeriren dieser beiden Mächte ist durchaus nicht in der Weise zu denken, als ob eine vollkommene Uebereinstimmung zwischen ihnen walte. Die dabei in's Spiel kommenden Interessen Oestreichs sind so zu sagen localer, und dagegen diejenigen Rußlands mehr nationaler Natur. Für letztere Macht ist die Angelegenheit Montenegros Hauptsache. Für das Wiener Cabinet dagegen ist sie nur ein Anhängsel zur Hauptstreitfrage, die ihren Ursprung aus dem Jahre 1849 her datirt.

Sie wissen, daß seit Ausgang jenes Jahres die diplomatischen Verhältnisse

zwischen Wien und Constantinopel schwieriger wurden. Die bekannte und ihrerzeit viel erörterte ungarische Flüchtlingsfrage fand nur eine einstweilige Erledigung durch das schnelle Einschreiten Canning's und Angier's (der damaligen Gesandten Englands und Frankreichs). Im Geheimen reservirte sich Oestreich diese Angelegenheit, indem es seitdem seine Verbindungen mit der Pforte abbrach und, anstatt durch einen Gesandten, lediglich von einem Chargé d'affaires sich vertreten ließ, um, zur geeigneten Stunde, auf sie zurückzukommen. Diese Stunde nun hat heute geschlagen!

Man will wissen, daß bedeutame Correspondenzen und sonstige Aktenstücke in den Händen des österreichischen Cabinets seien, durch welche schlagend der Beweis geführt werde, daß im Jahre 1849 die Pforte dem ungarischen Aufstande directe Hilfe in Aussicht gestellt und daß sie außerdem die Pacificirung des Landes durch Mittel und Wege, welche sie während des Krieges und namentlich in der ersten Epoche den Aufständischen eröffnete, wesentlich erschwert habe. Hierdurch sei Oestreich ein nicht zu verkennender Schaden erwachsen, für den eine Genugthuung und Entschädigung zu verlangen ihm von Rechtswegen zukomme. Diese Entschädigung, abgesehen von der sonstigen Genugthuung, müsse politischer und commerzieller Natur zugleich sein, darum drei Forderungen: 1) eine allgemeine, welche Oestreich als älteste Macht der Christenheit zu Gunsten der Glaubensgenossen griechisch- und römisch-katholischen Bekenntnisses in Bosnien geltend mache. Feste Garantie für die Wahrung ihrer Rechte, in noch weiterer Ausdehnung, als solche der bekannte Hattischerif von Gülhane (Tanfimat) zusichere. 2) Für die österreichischen Unterthanen insbesondere das Recht der Freizügigkeit über die türkischen Grenzen hinweg und die Autorisation in ihrer Eigenschaft als Oestreicher, auf dem Gebiet der Pforte Territorialbesitz zu erwerben, was bis jetzt den Unterthanen keiner fremden Macht, sondern ausschließlich der Rajah zugestanden sei. 3) Abtretung des Hafens Durazzo in Albanien an Oestreich, um daraus einen Freihafen machen zu können; diese letztere Bedingung ist besonders deutungsvoller Natur. Ein Mal ist sie gegen Rußland gerichtet, das die heißesten Gelüste hegt, an den Küsten der Adria festen Fuß zu fassen, und dann will man England durch die Lockung eines Freihafens gefügiger machen.

In Bezug auf Montenegro fand erst in jüngster Zeit, d. h. seit vier Wochen, ein ernsterer Notenwechsel zwischen Stambul und Wien statt. Von Seiten des Divans wurde offene Beschwerde wegen muthmaßlicher oder erwiesener Unterstützungen — ich will es dahingestellt sein lassen — geführt, die das aufständische Bergvolf von österreichischer Seite empfangen. Hierauf hat das k. k. Cabinet in gemessener Sprache erwidert, wie es sich gegen jeden Verdacht einer officiellen Unterstützung Montenegros verwahren, aber auch gleichzeitig erklären müsse, daß es weder in seiner Absicht (eine Rache für die Zeiten von 1849), noch in

seiner Macht stände, wie die Grenzen nun einmal lägen (!!!), Zuzüge von seinem Gebiete her nach Montenegro hinüber zu hindern.

Das sind genug Thatsachen, um genaue Schlussfolgerungen ziehen zu können. Oestreich, so viel ist klar, hält den Moment für gekommen, um mit einem thatkräftigen Systeme orientalischer Politik auf- und zugleich Rußland gegenüber zu treten. Aber so wunderbar und eigenthümlich sind die Verhältnisse verschlungen, daß es in seinem Interesse liegt, diese Macht in den Kreis seiner politischen Operationen hineinzuziehen, schon um sich derselben wie eines Gegengewichts gegen die Einmischung des Westens zu bedienen. Und Rußland hat in keiner Hinsicht auf sich warten lassen.

Diese Macht führte ihrerseits bereits seit acht Monaten äußerst lebhafteste Unterhandlungen am hiesigen Orte. Aber sie waren, im Gegensatz zu den heutigen, mehr secundärer, vielleicht insbesondere einleitender Natur. Endlich ist man von den heiligen Stätten zu Jerusalem auf die Berge von Czernagora übergegangen.

Was Montenegro anlangt, so sind in dieser Angelegenheit die Interessen Rußlands allerdings wesentlich andere, als die Oestreichs. Für Rußland ist Czernagora vor allen anderen ein slavischer, nationalverwandter, in Zukunft vielleicht ihm zugehöriger Staat, der um seine Unabhängigkeit kämpft. Und dieser Umstand ergiebt eine ganz andere Norm, rücksichtlich der Stellung zu ihm für die Monarchie der Romanovs, wie dort für die Habsburger.

Seit drei Tagen trägt man sich hier mit dem Gerücht, die Russen hätten die Donaufürstenthümer besetzt. Ja sie machten Miene, Silistria und Rußpuck zu occupiren. Wenn diese Nachricht, die durch ein in den hiesigen Hafen eingelaufenes russ. Kriegsschiff überbracht worden und bereits am Dienstag (8. d. Mts.) durch Staatsrath Dgeroff an Fuad Effendi im voraus notificirt worden sein soll, sich bestätigen sollte, so lieferte die Thatsache den ausgiebigsten Beleg für meine vorstehende Erörterung. Nach der Conferenz mit Dgeroff ließ Fuad Effendi den Colonel Rose, Englands Geschäftsträger, um eine Unterredung bitten, welche im Konak (türk. Haus) des auswärtigen Ministers, am 9. d. Mts. (Mittwoch) Statt fand.

So viel von den, bei der hiesigen Situation in's Spiel kommenden politischen Motiven. Nunmehr von jener selbst.

Graf Reiningen ist noch hier; indeß bleibt es in Ungewißheit, ob er nicht jeden Augenblick abreisen wird. Er ist in innigem Verkehr mit dem russischen Geschäftsträger, Staatsrath Dgeroff, unterhandelt indeß, wie zu erwarten war, ganz selbstständig, und man weiß bis jetzt nichts Bestimmtes von Collectionnoten. Was darüber gleichwohl erzählt wird, beruht wol nur auf jeder Begründung entbehrenden Gerüchten. Am 5. und 6. d. Mts. sind Couriere nach Wien abgefertigt worden, wodurch sich die öffentliche Stimmung auf eine Zeit lang beruhigen

ließ. Das türkische Papiergeld stieg wiederum an der Börse, indeß nur, um ein desto tieferes Fallen vorgestern und gestern auf's Neue zu erleiden.

Auch der türkische auswärtige Minister, Fuad Effendi, traf vor einigen Tagen Anstalten zur Abreise. Das Gerücht, er gehe nach Wien, wurde alsbald widerrufen, und es hieß alsdann, man werde ihn nach Paris senden, bis gestern befand er sich noch hier, und von unterrichteter Seite zweifelt man überhaupt an seiner Entfernung, denn wenn einer in diesem Augenblick hier immer unentbehrlicher ist, so ist er es. Eine Charakteristik des Mannes behalte ich mir bis zu meinem nächsten Briefe vor.

Berlin, 28. Febr. Das hervorragendste Ereigniß der letzten Zeit ist der Abschluß der handelspolitischen Verträge zwischen Preußen und Oestreich. Wir werden später Gelegenheit finden, den Unterschied zwischen Sonst und Jetzt in seinen Hauptzügen zu charakterisiren.

Die zweite Kammer hat heute vor vollständig besetzten Tribünen die Debatte über die Grundsteuerangelegenheit begonnen. Es handelt sich in dem von der Regierung vorgelegten Gesetzentwurf nicht um eine eigentliche Regulirung der Grundsteuer nach bestimmten und festen Grundätzen für die ganze Monarchie, sondern nur um eine Heranziehung und stärkere Belastung der bisher befreiten oder doch nicht nach den Grundätzen der verschiedenen Steuerverfassungen genug belasteten Grundstücke. Nur in Bezug auf die Städte ist eine Art Regulirung vorgeschlagen worden. Der zweite Gesetzentwurf handelt von den Entschädigungen, die den Betheiligten gewährt werden sollen.

Die Meinungen über diese Frage gehen sehr aus einander. Während der größte Theil der Rechten einer Regulirung durchaus abgeneigt ist, und für den Fall, daß sie nicht abgelehnt werden kann, eine Entschädigung im vollen, zwanzigfachen Betrage der Mehrbelastung beansprucht, finden sich im Centrum und in der Linken ohne Rücksicht auf die verschiedenen Fractionen in zahllosen Abstufungen alle Meinungsnuancen bis zu der gerade entgegengesetzten Auffassung vertreten, welche in der Verschiedenheit der Grundsteuer ein vieljähriges Unrecht erblickt, dessen endliche Beseitigung die erste Rechtsforderung sei. Die Männer, welche diese Auffassung theilen, sind natürlich von der Absicht, eine Entschädigung zu bewilligen, so weit entfernt, daß sie vielmehr, wenn es möglich wäre, von den bisher Bevorzugten einen Ersatz für die auf Kosten der übrigen Staatsbürger genossenen Privilegien fordern möchten. Und das ist auch unlängbar die nothwendige Consequenz jener Ansicht; und wenn man von ihr absteht, so geschieht es — nach den Ansichten dieser Männer — lediglich aus Billigkeitsgründen, nicht vom Standpunkte des Rechts aus.

Die Controverse über die Frage, ob die Grundsteuer verändert werden dürfe, kehrt natürlich immer wieder zu Untersuchungen über das Wesen der Grundsteuer

zurück. Die eine Partei behauptet, daß diese Steuer fälschlich den Namen einer Steuer trage, daß sie eine Rente sei, gewissermaßen eine feste Zinssumme für ein nie zu kündigendes Capital, welches der Staat einst hypothekarisch auf die verschiedenen Besitzungen eingetragen habe. Sie bedrücke deshalb die gegenwärtigen Besitzer des Grund und Bodens nicht; denn diese hätten ihre Güter um den Betrag der capitalisirten Grundsteuer billiger erkaufte, oder sie wären ihnen bei Erbschaftstheilungen u. Dgl. um denselben Betrag billiger berechnet worden. Eine neue oder höhere Belastung wäre deshalb eine Ungerechtigkeit lediglich gegen die jetzigen Besitzer, denen sie plötzlich einen Theil ihres Vermögens entzöge; während der nächste Käufer sich schon dadurch schadlos halte, daß er bei dem Kaufpreise die erhöhte Steuer in Anschlag bringe, und das Gut nur nach dem durch die Steuer verringerten Capitalwerthe annehme. Ebenso wäre eine Ermäßigung der Grundsteuer ein unmotivirtes Geschenk für den gegenwärtigen Besitzer, ganz in derselben Weise, als wenn ihm plötzlich die Zinsen für ein anderes auf das Gut eingetragenes Capital erlassen oder ermäßigt und dieses selbst als ein nie zu kündigendes erklärt würde.

Dieser Ansicht von der Rentennatur der Grundsteuer wird entgegengesetzt, daß sie in Preußen eben nicht als eine Rente, sondern als eine wirkliche Steuer auferlegt sei; daß daher der Staat auch das Recht, sie nach den Umständen abzuändern, nie aufgegeben, dieses Recht vielmehr mehrmals factisch ausgeübt habe. Namentlich sei es unläugbar, daß in der neuern Gesetzgebung die Ueberzeugung der Staatsregierung von der Steuernatur der Belastung des Grund und Bodens überall klar ausgesprochen sei; in dem Edict von 1840 und seitdem mehrmals sei in Folge jener Ueberzeugung eine definitive Regulirung der Grundsteuer in Aussicht gestellt worden; wenn nichts desto weniger Personen im Vertrauen auf die Unveränderlichkeit der Grundsteuer Güterkäufe und ähnliche Privatgeschäfte abgeschlossen hätten, so wäre es allerdings möglich, daß sie sich durch solche Handlungen bei einer Regulirung benachtheiligt fühlten; allein die Gesetzgebung könne nicht durch die Rücksicht gebunden werden, daß Privatpersonen in einer völlig unmotivirten Illusion gehandelt hätten, am wenigsten, wenn die Acte der Staatsregierung seit Decennien dieser Illusion mit Bestimmtheit und Klarheit entgegen gearbeitet und den richtigen Standpunkt für Beurtheilung des Sachverhältnisses wiederholt in Erinnerung gebracht hätten.

Nachdem beide Ansichten seit einer Reihe von Jahren in scharfsinnigen Schriften von allen Seiten beleuchtet sind, ohne daß eine Einigung der Ansichten erzielt wurde, darf man wol an einer Ausgleichung der Meinungsverschiedenheit überhaupt verzweifeln. Es ist — unsrer Ansicht nach — vollkommen richtig, daß die Grundsteuer in Preußen als eine Steuer, nicht als eine Rente auferlegt wurde; aber die Gesetzgebung ist dieser Ansicht nicht durchweg so treu geblieben, wie in den letzten vierzig Jahren. Vor dieser Zeit ist vielmehr für verschiedene

Landestheile die Unveränderlichkeit der Grundsteuer durch landesherrliche Erlasse ausdrücklich anerkannt und dadurch die Ueberzeugung von ihrer Rentennatur gewährt worden. Die aus der Gesetzgebung hergeleiteten Gründe pro und contra scheinen uns übrigens nur in zweiter Linie zulässig zu sein, als eine freilich überflüssige, aber doch annehmbare Unterstützung der aus der Natur der Sache hergeleiteten Gründe. Und in dieser Beziehung ist es unsre persönliche Ansicht, daß eine auf Grund und Boden gelegte Steuer immer die Tendenz haben wird, sofort die Natur einer Rente anzunehmen, wie sehr auch die Gesetzgebung in entgegengesetzter Richtung arbeiten mag. Soll die Grundsteuer den Charakter einer wirklichen, je nach dem wechselnden Ertrage des Guts abgemessenen Steuer erhalten, so ist dieses nur durch eine perpetuirlche Regulirung, durch eine ununterbrochene Rectification des Katasters je nach der zeitweiligen Melioration oder Deterioration des Guts zu ermöglichen. Eine solche Rectification kann aber bei dem Umfang und den großen Kosten des Geschäfts nur selten, nur in beträchtlichen Zwischenräumen unternommen werden; und in ruhigen Zeiten wird man voraussichtlich Anstand nehmen, für ein derartiges Geschäft ungeheure Summen in ganz unproductiver Weise zu verwenden, um die Ungleichheiten zu ermitteln, die sich durch den mehr oder minder raschen Fortschritt oder den Rückschritt in der Cultur im Laufe der Zeit herausgestellt haben könnten. Sicher aber werden diese Zwischenräume groß genug sein, daß die Grundsteuer, unmittelbar nach ihrer Regulirung, mit aller Behaglichkeit wieder in die Rentennatur zurückfällt, und daß der neue Käufer an den Vortheilen oder Nachtheilen, die mit der letzten Regulirung für den damaligen Besitzer verknüpft waren, nicht mehr participirt. *Naturam expellas furca, tamen usque recurret.*)*

Die Regierung hat sich für keine dieser entgegengesetzten Auffassungen — oder, wenn sie wollen, für beide entschieden. In dem Gesetzentwurf, der die Beseitigung der Exemptionen ausspricht, hält sie an der Ansicht fest, daß die Grundsteuer eine Steuer sei, und vindicirt der Regierung das Recht, sie modificiren zu können, wie jede andre Steuer. Wie verträgt sich aber damit das Princip der Entschädigung, welches dem zweiten Gesetzentwurf zum Grunde liegt? Seit wann und wo betrachtet man eine neu auferlegte wirkliche Steuer als einen Zins, für dessen künftige Entrichtung man den eben Belasteten eine baare Summe im Betrage des Capitals als Entschädigung zukommen lassen müsse? Was ist überhaupt der Zweck dieser ganzen Manipulation, daß der Staat gewissen Personen Capitalkien schenkt, um sich dafür Zinsen entrichten zu lassen und mit diesen Zinsen vorlieb zu nehmen? Wenn die Steuerfreiheit gewisser Grundstücke wirklich ein ungerechter Zustand ist, dessen Beseitigung nothwendig erscheint, wird dann

*) Dieselbe Ueberzeugung ist in diesem Blatt bei Anzeige der vortrefflichen Schrift Ropye's über Grundsteuer ausgesprochen worden. —

die Ungerechtigkeit dadurch gehoben, daß man den schon bisher vollständig belasteten Personen noch die neue Last aufbürdet, die Capitalien zusammenzubringen, welche man braucht, um die bisher Bevorzugten für die Beseitigung der Vortheile, die sie zur unbilligen Benachtheiligung ihrer Mitbürger lange genug genossen haben, für alle Zeiten zu entschädigen? Heißt das nicht, ein Unrecht durch ein anderes — und, streng genommen, genau durch dieselbe Art des Unrechts — wieder gut machen? So herrscht in den beiden Gesetzentwürfen ein directer Widerspruch. Ehe man dem Privilegirten als Entschädigung bedeutende Capitalien in die Hände giebt, aus dem Beutel der Belasteten, ist es besser, daß Alles beim Alten bleibt.

Die heutige Debatte hat gelehrt, daß die von dem Herrn Minister des Innern mit so großer Liebe gepflegten „provinziellen Eigenthümlichkeiten“ bereits im besten Gedeihen begriffen sind. Bei der Hestigkeit, mit der die Regulirung der Grundsteuer von den Rheinländern gefordert wird, und bei der Zähigkeit, mit der die Junker der östlichen Provinzen an der Exemption als an einem Privilegium festhalten, lag die Gefahr nahe, daß die Debatte eine unerquickliche Wendung nahm. Jetzt, da die Beurtheilung politischer Fragen vom provinziellen Standpunkte aus eine gewisse Sanction erhalten hat, war es um so natürlicher, daß sich die bittersten Anschuldigungen des Ostens gegen den Westen, und umgekehrt, hören ließen. Herr v. Gerlach begann natürlich das Kreuzfeuer; und ist es nach diesem Vorgange zu verwundern, wenn die Abgeordneten der westlichen Provinzen, falls nun einmal die provinziellen Interessen scharf gesondert werden sollen, von dieser Sonderung bei einer Frage Gebrauch machen, bei der sie gerade vom provinziellen Standpunkte aus die schärfsten Waffen für die von ihnen vertretene Ansicht finden? Die beliebte Hinweisung, daß die Rheinlande eroberte Provinzen wären, wurde von dem Abgeordneten v. Gerlach auch heute wiederholt; sie rief die entrüstete Entgegnung des Abg. v. Ketteler, eines conservativen Mitgliedes der katholischen Fraction, hervor, daß, wenn der Grundsatz Platz griffe, die Rheinlande als eroberte Provinzen zu betrachten, die rheinischen Abgeordneten nicht in dieses Haus gehörten. Da haben Sie ein Proöbchen des Segens, der uns aus der Schärfung der provinziellen Gegensätze erwächst. Auch in den einzelnen Fractionen greift die Zwietracht um sich; die Erörterung der Grundsteuerfrage hat dazu veranlaßt, die Zustände der einzelnen Provinzen gegen einander zu halten, wahre oder vermeintliche Bevorzugung und Vernachlässigung in ein greselles Licht zu stellen, die ungleichmäßige Behandlung der Provinzen in Bezug auf das Chauffee- und Eisenbahnwesen, die russische Grenzsperr, die Calamitäten der Kriegsjahre, die ungleich auf den Provinzen lasteten, und andere Gravamina, die mit der vorliegenden Frage in keiner unmittelbaren Beziehung stehen, zur Verbitterung und Entfremdung der Gemüther in die Debatte hineinzuziehen. So wuchert das Unkraut des provinziellen Antagonismus lustig empor,

und man befördert sein Wachstum in einer Zeit, in der wir der Eintracht und Stärke im höchsten Grade bedürftig sind.

Der Zollverein. — Die Ratification des Handels- und Zollvertrages zwischen Preußen und Oestreich, die nach langen Unterhandlungen endlich erfolgt ist, muß, falls die Ausführung den Bestimmungen desselben entspricht, und weder geheime Stipulationen die zukünftige Stellung Preußens gefährden, noch im Verlauf der Verhandlungen über die Reconstruction des Zollvereins neue und bedenkliche Momente hinzukommen, mit Befriedigung aufgenommen werden. Wir können hier nur den Eindruck wiedergeben, den eine schnelle Durchsicht des ziemlich umfangreichen und mit vielen in's Einzelne gehenden Bestimmungen ausgestatteten Vertrags in uns erzeugt hat. Hiernach erscheinen aber die wesentlichsten Bedingungen, welche die commercielle und politische Unabhängigkeit Preußens erheischt, aufrecht erhalten. Es sind weder bindende Verpflichtungen für eine bestimmte zukünftige Zolleinigung eingegangen, noch ist die Befugniß Preußens, seinerseits Tarifsänderungen respect. Ermäßigungen eintreten zu lassen, aus den Händen gegeben worden. Diese beiden Gesichtspunkte halten wir für die wichtigsten, und mit dem Vorbehalt ihrer strikten Wahrung kann man die vielfachen Erleichterungen des gegenseitigen Verkehrs, welche der Vertrag gewährt, nur beifällig begrüßen. Nur einzelne Bestimmungen des Tarifs, z. B. die zollfreie Einfuhr von Wolle und Getreide bedrohen die Agricultur, und die vom Gedeihen derselben abhängige Industrie des östlichen Preußens mit nicht unüberwindlichen, aber doch auf mehrere Jahre bedenklichen Gefahren. Die größte Bedeutung des Vertrags liegt aber unstreitig in der begründeten Hoffnung auf den Fortbestand des Zollvereins, die man in Folge seines Abschlusses fassen darf. Nachdem der schwerste Stein des Anstoßes aus dem Wege geräumt ist, werden die Coalitionsregierungen wol fernerhin einer Einigung nicht mehr Schwierigkeiten in den Weg legen, die für die höchsten Interessen ihrer Bevölkerungen ein unabweisbares Bedürfniß ist, und als solches behandelt werden sollte. Die nichts weniger als unbedenkliche Lage der allgemeinen politischen Verhältnisse Europas fordert ferner ebenso dringend dazu auf, als die Rücksicht, wenigstens auf diesem Gebiet nicht die gerechten Erwartungen der gesammten deutschen Nation scheitern zu lassen. Gegenüber den drohenden Eventualitäten, die eine, vielleicht nahe Zukunft bringt, können wir uns nur freuen, die Spannung zwischen Oestreich und Preußen durch eine Ausgleichung beseitigt zu sehen, die wir stets gewünscht haben, insofern sie nicht auf Preußens Kosten geschieht. Möchte ein gleich günstiges Resultat, das den Fortbestand des Zollvereins, mit Einschluß der durch den Septembervertrag ihm gewonnenen Staaten, sichert, nicht zu lange auf sich warten lassen.

Frankfurt, den 24. Febr. — Ihr Seher hat die Blattfolge meiner letzten Botschaft garstig durcheinander gemischt! Es wäre ihm leicht zu vergeben, wenn nur der Zufall gewollt hätte, daß das Schlußversprechen, über „Tannhäuser“ berichten zu wollen, gänzlich weggefallen wäre. Denn die Aufführung in Leipzig und die trefflichen Besprechungen in den Grenzboten habens überflüssig gemacht; auch hat sich das hiesige Theaterinteresse bereits Neuem zugewendet, nemlich Flotow's „Indra.“ Das ist ein Sprung von ernster Mannesarbeit zu leichtester Tändelei. Denn man mag mit den Wagner'schen Intentionen im Tannhäuser noch so wenig einverstanden sein — wie wir es sind — und mag Flotow's Fertigkeit in der „Mache“ noch so hoch stellen: immerhin bleibt Wagner's Werk eine wirkliche That, Flotow's Arbeit — nun ja vielleicht eine Arbeit. Aber leicht hat er sichs damit gemacht. Musard's Quadrillen und Flotow's frühere Productionen klingen hauptsächlich aus der Musik der Oper, die in ihrer Anlage und Ausführung gerade so „groß“ und „romantisch“ ist, daß man F. Zanini's bekanntes Wort von Rossini's „Joli“ Requiem darauf anwenden könnte. Auch der Buttlig'sche Text trägt wahrlich nicht zur Erhöhung des innern Gehaltes bei. Das sind Verse! Flotow hat sich oft nicht anders helfen können, als indem er die stummen Endsyblen der Worte mit dem musikalischen Nachdruck belegte, was er indessen auch schon in früheren Opern liebte. Uns fällt aber bei dem, „Le-ben, Kom-men, Ein-gen“ der warnende Schulmeistervers ein:

- - | - - - - | - - - - | - - - - | - - - - | - - - - | - - - - | - - - -
 Nos Poloni non curamus quantitatem syllabarum.

Fabrizirende Flüchtigkeit zweier Männer, die Besseres leisten können, thut weh! Wir Deutschen sind nun einmal noch nicht dahin, in Opern nur ein vierzehntägiges Ausfüllsel der Saison zu sehen. Mehr aber kann Indra trotz der hiesigen vortrefflichen Ausführung schwerlich leisten. Man schaukelt sich auf leichten Melodien, die der Situation nicht entsprechen, geht pfeifend nach Haus, und hat gar Nichts davongetragen. Indessen soll damit keineswegs gesagt sein, daß sie nicht in der bevorstehenden Messe zum Zugstück werden könnte. Leider zerrt ja das Publicum die musikalisch-dramatische, wie die recitirende Kunst dadurch immer mehr herab, daß es in ihr nur Ausfüllsel leerer Abende erblickt. Auch daß das Kärnthnerthorpublicum in Wien von Indra entzückt sein mag, soll nicht in Abrede gestellt werden — selbst wenn man nicht daran denkt, daß der Ursprung von Musik und Text aus gutadeligen Häusern sicherlich keineswegs ohne Einfluß gewesen ist.

Unser recitirendes Schauspiel ist durch Herrn Devrient's heimlichen Abgang einigermaßen in Verlegenheit; und man merkt es ihm an. Die Dramatisirung von „Dunkel Tom's Hütte“ durch einen gewissen Herrn Dfers hilft ihm gewiß nicht auf. Das Stück ist eine so platte Speculationsarbeit, als nur je über die Bretter gegangen. Man sagt übrigens, hinter dem Namen Dfers verberge sich eine unserem Theaterregiment sehr nahe stehende Persönlichkeit. Nicht nur augenblicklich macht Herrn Devrient's Abgang sich sehr fühlbar, er wird es auch noch lang hin sein, und es ist für Frankfurt keine Entschädigung, wenn täglich in fetten Lettern auf dem Theaterzettel zu lesen ist: „Contractbrüchig Herr Devrient.“ Jedenfalls ist Etwas faul im Staate Dänemark, Denn wollen wir auch Herrn Devrient gar nicht entschuldigen, so können wir doch eben so wenig verschweigen, daß die ewigen Mißhelligkeiten mit den besten Kräften des

Schauspiels, wie der Oper erst seit dem Uebergange der Direction in Herrn Hoffmann's Hand begonnen haben. Den trefflichen Baritonisten Beck verlieren wir jetzt ebenfalls.

Obgleich seit vierzehn Tagen die Fasten angefangen haben, so sind doch die Gesellschaften und Bälle noch nicht geendet, die Concerte noch nicht zu besonderem Flor gekommen. Unter Letzteren scheinen uns indessen vor Allem die Quartettunterhaltungen des Herrn Heinrich Wolf bemerkenswerth, welche auch stets von dem eigentlich musikalischen Publicum stark besucht wurden. Während ferner das „Museum“ rüstig weiter strebt, beginnt so eben auch der „Cäcilienverein“ aus seiner classischen Exklusivität zur Execution moderner Musik vorzuschreiten. Eine interessante Episode der Fastenzeit bildeten überdies die drei Festtage des hiesigen Liederkranzes zu seiner fünfundsanzigjährigen Stiftungsfeier. Den Beginn machte am vorigen Dienstag ein Concert ernsteren Charakters, welchem am Samstag (19.) ein feierliches Bankett, gestern ein glänzender Ball folgte. Der hiesige Liederkranz ist bekanntlich der Vater so ziemlich aller umliegenden Liedertafeln, und so wurde denn sein Bankett auch aus Hanau, Offenbach, Darmstadt u. s. w. mit Deputationen beschrift. Wie alljährlich am Stiftungstag war neben dem Souper und zahlreichen Toasten eine komische scenische Aufführung, diesmal „die Idee als Preis, oder der verpuffte Liebhaber,“ der Mittelpunkt des Abends. Von Mitgliedern gedichtet und aufgeführt sind die Tendenzen und Anspielungen dieser dramatischen Scherze am Ende immer nur von lokalem Interesse. Indessen muß man anerkennen, daß es in unserer gedrückten Zeit herzlich wohl thut, hier noch einer Fülle von gutem Humor und unbefangener Laune zu begegnen, wie man sie kaum in den Mauern der ernstesten Handelsstadt und verstimmtten Bundestagsresidenz suchen mag. Trozdem behauptete man allgemein — wir mögen unser eigenes Urtheil nicht einmischen, daß weder diesmal, noch sonst je der Witzborn in gleicher Weise gesprudelt habe, wie 1847, als der Besuch der Königin Lievoria im Schlosse eines Sultans dargestellt wurde, welcher die Bläsrtheit seines Gastes mit allen möglichen Amusements nicht zu überwinden vermag, endlich aber vom ewigen Juden durch ein Männerquartett des Liederkranzes aus seinen Nöthen befreit wird. — Das war freilich 1847 harmlos — heut würde Aehnliches vielleicht scheelen Auges angesehen werden. *Tempora mutantur.*

Mit der Ankunft des k. k. F. M. L. Freih. Prokesch von Osten als Bundespräsidialgesandten begann der politische Monat, und im Augenblicke sind noch alle Gemüther mit dem Attentate auf das Leben des Kaisers von Oesterreich, so wie mit den Mailänder Vorgängen beschäftigt. — Man erinnert sich, daß die Absendung des Herrn v. Prokesch an die Spitze des Bundestages vielfache publicistische Erörterungen über deren demonstrative Bedeutung hervorrief. Man mag unerörtert lassen, inwieweit diese beim damaligen Stande der östreich-preussischen Zollverhandlungen beabsichtigt war, obgleich sie von allen officiösen Stimmen in Abrede gestellt wurde. Jedenfalls scheint sie nach Abschluß des Zoll- und Handelsvertrages zurückgestellt, dessen überraschende Eile wahrscheinlich ihre Erklärung in den Zuständen der südöstlichen äußern, und italienischen innern Politik Oesterreichs zu suchen hat. Begnügen wir uns mit dem erwünschten Resultate, welchem ja bereits auch Hannovers Beitrittserklärung folgte, und nur noch die erneute Vereinigung der Coalitionsstaaten mit dem Zollvereine fehlt. Immerhin bleibt Herr v. Prokesch's Erscheinung in unseren Mauern von Interesse. Obgleich noch nicht vollkommen in seinen Gemächern im Bundespalaste eingerichtet, ist er

doch schon lebhaft in der Geselligkeit verkehrt. Mittelmäßigen Wuchses und von leichter Haltung, leuchtet er in allen Gesellschaften aus dem Kreise der schwarzbefrackten Männer durch seine Uniform hervor. Man hat ihn noch nur im militairischen Kleid erblickt, selbst in den Bundesitzungen. Der Kopf aber über dem goldgestickten Krage ist, trotz des Schnurrbartes, nicht vorwiegend militairischen Charakters. Daß das Gesicht keinem Deutschen angehört, verräth sein ausgesprochener slavischer Typus. Und seitdem Fallmeyer bewiesen hat, daß die heutigen Griechen Slaven sind, darf man es ein griechisches Antlitz nennen, dessen dunkle und scharfstrahlende Augen unter dem sorgfältig geordneten, dichten, wenn auch ergrauten Haupthaar wiederum an einen Armenier erinnern. Leicht und gefällig ist der gesellige Verkehr, welcher sich mit besonderer Grazie den Damen zuwendet, und vorzugsweise durch Erzählungen von orientalischen Reiseerlebnissen einen angeregten Kreis zu fesseln weiß. Herr v. Prokesch schildert mit der Plastik des Schriftstellers, nicht ohne die Feinheit des Diplomaten. Beide Eigenschaften finden sich nun auch in der vielbesprochenen Rede vertreten, womit er den Präsidentensstuhl in der Bundesversammlung bestieg, und deren überrasche Veröffentlichung in hiesigen Zeitungen der diplomatischen Welt beinahe eben so überraschend war, als viele Stellen ihres Inhaltes. Erst allerneuestens ist man noch überraschter von der außerordentlichen Aehnlichkeit ihrer historischen Erörterungen mit Parallelstellen jener Rede, durch welche Graf Buol-Schauerstein 1846 den Bundestag eröffnete. Sie ist damals in der hiesigen Andra'schen Buchhandlung in Separatabdruck erschienen, und jetzt wieder eine vielbegehrte Waare. Auch dem Bundestage hat sich übrigens Herr v. Prokesch als Schriftsteller eingeführt, indem er dessen Bibliothek mit einem Exemplar seiner „Gesammelten Schriften“ und orientalischen Reisen beschenkte. Und wie öffentliche Blätter melden, wird selbst in der Amtswohnung des Präsidialgesandten ein orientalisches eingerichtetes Zimmer mit Gegenständen ausgeschmückt werden, welche Herr v. Prokesch im Orient sammelte. — Ist's nun eine neue Erscheinung, einen Schriftsteller an der Spitze des Bundestages zu sehen, so verwundert es wenig, die Literatur dreifach im Plenum (v. Prokesch, v. Linde, v. Strauß) vertreten zu erblicken. Die segensvolle Einwirkung auf die Bestimmungen des Bundespressgesetzes wird gewiß nicht ausbleiben, wo drei Mitglieder des Collegiums aus eigener praktischer Erfahrung urtheilen. Namentlich aber würde freilich, wenn persönliche Motive bestimmend sein könnten, Herr v. Strauß zur Mitwirkung für liberalste Bestimmungen veranlaßt sein, da es bisher unerhört war, daß ein Bundestagsgesandter wegen eines von ihm verfaßten Buches (Briefe über Staatskunst) auf Hochverrath angeklagt werden mußte. Daß man sich bei dieser Gelegenheit auch seiner frühern literarischen Thätigkeit erinnert, ist desto natürlicher. Ihre Fruchtbarkeit fast nur von ihrer Vielseitigkeit übertroffen zu sehen, erscheint jedoch um so bewundernswerther, da sie mit „Theobald,“ einem Roman, erst 1839 begann, und Herr B. von Strauß keineswegs mehr in den Blüthejahren steht. Bei Belheim und Klasing in Bielefeld, welches auch seiner Leinenindustrie halber berühmt ist, erschienen, außer jenem dreibändigen Romane von demselben Verfasser: „Ueber die Gesangbuchsache in den preussischen Landen“ eine Denkschrift (1846); „Schrift oder Geist?“ eine Verantwortung auf Wislicenus; „Bilder und Töne aus der Zeit, oder das Erbe der Väter“ (1850), ein novellistisches Jahrbuch; „Gotteswort in den Zeitereignissen,“ vier Rhapsodien. Ferner bei Zimmer in Frankfurt a. M.: „Ein Fastnachtsspiegel von der Demokratie und Reaktion,“ zu Rug und Kurzweil; „Gudrun,“ ein Schauspiel; „Polyxena,“ eine Tragedie. Dann Grenzboten. I. 1853.

bei K. Winter in Heidelberg: „das Kirchenjahr im Hause,“ erste u. zweite Hälfte (1843), „Lebensfragen“ in Erzählungen. Endlich bei Berthes in Hamburg: „Lieder aus der Gemeinde für das christliche Kirchenjahr“ (1843); in der Sonntagsbibliothek: „Leben des P. Gerhard;“ bei Mühlmann in Halle: „das kirchliche Bekenntniß und die lehr- amtliche Verpflichtung;“ bei Arnold in Dresden: „ein Nachtgesang Dante's aus dem Paradiese.“

Der Schriftsteller Strauß schloß diesen siebzehnfältigen Blütenkranz mit den nun angeklagten „Briefen über Staatskunst.“ Uns aber klingt der Ausgang eines Gedichtes des Herrn v. Prokesch, welches er in „Oberungarn“ sang, vor dem innern Ohr:

„Breit' o Vergessen, deinen Schleier
 Ueber die dunkleren Lebenstage,
 Die Lage, die mir Leichtsinns und stürmend Blut
 Mit Wolken füllte; hülle sie freundlich zu.
 Füh' die Gestalten meiner Fehler
 Abseits, daß ich ihr Klagegestöhne
 Und ihrer Forderung traurigen Ruf nicht hör!
 Denk', daß ich gut war, war, und noch immer bin,
 Denn, was an Sünden ich gesäet;
 Nicht aus dem Herzen war's entsprossen!“

Pariser Briefe. Der Winter ist ein Prätendent, wie ein anderer, so lange nur eine Spur von Hoffnung für sein kaltes Reich existirt, giebt er sein Bestreben nicht auf, sich seine Eiskrone auf's Haupt zu drücken oder seinen kaiserlichen Schneemantel um die Schultern zu werfen. Diesmal ist er bei uns unter Donner und Blitz in sein Reich eingezogen, was gewiß eine seltene Auszeichnung für hivernus 1853 sein mag.

In der Politik ist die Woche ohne Ereigniß vorübergegangen. Die Verhafteten sind freigelassen worden, so wie sie verhaftet worden waren — man weiß nicht recht warum, noch was aus dieser unglückseligen Geschichte werden soll. Sonst verging uns die Zeit über officiellen Empfängen, stillen Fastenunterhaltungen und vertraulichen Unterhaltungen. Der Hof macht ein geheimnißvolles Gesicht, man flüstert sich in die Ohren, bemerkt zu haben, die Kaiserin sei einmal bei Tische ohne jede äußere Veranlassung plötzlich erblaßt — — — sie soll durch diese Blässe wo möglich noch interessanter werden.

In der Literatur haben wir eine Geburt und einen Tod zu signalisiren. Die Geburt ist eine Uebersetzung von Dante's Hölle in französischen Versen — ich habe den ersten Band (17 Gesänge) noch nicht zu Ende gelesen. Was ich gelesen, zeigt von ziemlichem Verständnisse, aber man fühlt bei jeder Zeile, wie viel da noch zu erwarten wäre, und wie ungeeignet die französische Sprache in der Gestalt, wie sie heute vor uns steht, zu solchen Arbeiten geeignet ist.

Der Todte ist Bayard, der Flügeladjutant und furchtbarste Nebenbuhler Scribe's. Der Verfasser von „die Königin von sechzehn Jahren“, „der Mann auf dem Lande (Er muß auf's Land)“, „Marie Mignaut“, „Fils de famille“ und des so eben aufgeführten „Boccace ou le Decameron“. Bayard hat eine außerordentliche scenische Fertigkeit, viel Routine im effectvollen Dialog und gewandte Erfindung — aber eigentlicher Humor und Schwung fehlte ihm. Er hatte noch weniger Poesie und Begeisterung, als Scribe. An seinem Boccace lobt man Costume und Decoration, vom Stücke selbst sagt man, es sei ein posthumes Werk, weil Bayard schon den Geist aufgeben hatte, als er es geschrieben.

In der großen Oper wird ein altes Ballet aufgeführt und zwar ein so altes, daß es neu zu sein scheint.

Bildende Kunst. — Das große Bild von Leuge: Washington's Uebergang über den Delaware, wurde auf der Kunstausstellung in Bremen von einem Engländer für 200 Pfd. Sterling gekauft.

Gallait in Brüssel und Heß in München sind von der Pariser Akademie der schönen Künste zu correspondirenden Mitgliedern ernannt worden, und Julius Schnorr von Carolsfeld hat von der Stadt München das Bürgerrecht zum Geschenk erhalten.

Gurlitt's Gemälde aus Montenegro in zwei Ansichten der Bocche di Cattaro mit den Gebirgen von Montenegro, einer Ansicht von Castelnuovo, der Spitze, wo vor Kurzem die Türken eingedrungen sind, einer Ansicht von Fort Precinca, wo Albanien, Montenegro und Dalmatien zusammenstoßen, und endlich einer Ansicht von Cattaro selbst, mit dem Wege, der sich hinüber nach Montenegro zieht, erregen derzeit in Wien Aufsehen, weil sie außer ihrem Kunstwerthe einen Begriff von der Terrainschwierigkeit geben, welche die Türken in diesem Kriege zu überwinden haben.

Der Kupferstecher Wagner in Nürnberg hat seine vielbesprochene Platte des Columbus vollendet, und ist gegenwärtig mit der in der Zeichnung schon lange vorbereiteten Platte der Kreuzabnahme Christi beschäftigt.

Das Comité der Weltausstellung zu New-York hat die Düsseldorfser Künstler aufgefordert, Einsendungen zu machen. Viele derselben sollen die Absicht haben, sich daran zu betheiligen.

Der Bildhauer Hartung zu Berlin ist mit einem schönen Modell: Napoleon auf St. Helena, nach Paris gereist. Der König von Preußen gab dem Künstler die wärmsten Empfehlungen mit, und er wurde dort vom Kaiser mit außerordentlichem Wohlwollen aufgenommen. In einem der hervorragendsten Kreise wurde das Modell von loyalen Männern und Frauen bewundert, und der Kaiser gab sogleich den Auftrag, es in großen Dimensionen auszuführen.

Rauch's Denkmal Friedrich II. in Berlin wurde am Geburtstage dieses großen Monarchen zum ersten Male mit vier Candelabern geschmückt und beleuchtet, die an den vier äußersten Enden des Mosaikbodens um das Denkmal angebracht sind. Sie bestehen aus 15 Fuß hohen, reichverzierten Säulen, worauf die großen Gaslaternen ruhen. Das Denkmal soll sich bei dieser glänzenden Beleuchtung wirklich prachtvoll ausgenommen haben.

Das Denkmal, das die Vereinigten Staaten Nordamerikas Washington setzen wollen, und dessen Ausführung dem gegenwärtig in Rom lebenden Bildhauer Crawford übertragen ist, soll eines der größten Werke moderner Bildhauerei werden. Seine Höhe wird 70 Fuß betragen. Die Grundlage ist ein sechsstrahliger Stern, worauf das Piedestal der riesigen Reiterstatue ruht. Sechs Adler werden die Stufen der kreisförmigen Grundfläche umgeben; sechs Statuen der ausgezeichnetsten Männer Amerikas das Piedestal: Henry, Lee, Mason, Marshall, Allen, und Jefferson. Henry's und Jefferson's Statuen befinden sich bereits zum Guße in München, und Crawford ist jetzt mit der Modellirung des colossalen Pferdes beschäftigt. Die päpstliche Regierung hat zu diesem merkwürdigen Denkmal einen riesigen Block des schönsten Marmors geschenkt.

Von dem colossalen Abguss der bekannten Reiterstatue von Monte Cavallo im neuen Museum zu Berlin ist jetzt das Gerüst abgenommen, und dies Werk gehört nun zu den schönsten Zierden Berlins. Es erreicht die Höhe des dritten Theils des Treppenhauses. Bis jetzt wurde nur noch ein einziger Abguss dieses Werkes für den neuen Glaspalast zu London gemacht.

Das riesige Standbild, welches dem Kaiser Franz zu Franzensbad von dem Grafen Münch-Bellinghausen gesetzt werden soll, noch bei Lebzeiten Schwanthaler's in dessen Atelier modellirt, wird gegenwärtig in München gegossen und soll im Frühjahr an seinem Bestimmungsorte aufgestellt werden.

Die Sculptur-Ausschmückung des neuen Arsenals zu Wien ist dem dortigen Bildhauer Fernorn, einem talentvollen Schüler Schwanthaler's, übertragen.

Architekt Sittorf aus Cöln, gegenwärtig in Paris lebend, ist von der dortigen Akademie der schönen Künste zum wirklichen Mitgliede vorgeschlagen worden.

Die berühmte russische Alterthumskammer des Professors Bogodin zu Petersburg hat der Kaiser für 150,000 Rubel als Staatseigenthum angekauft. Sie gilt als die größte Privatsammlung nationaler Alterthümer, welche die neuere Zeit aufzuweisen hat.

Lidemand und Gude, welche öfters gemeinschaftliche Arbeiten unternommen haben, sind jetzt in Düsseldorf mit einem größeren Bilde beschäftigt, welches eine ihrer bedeutendsten Leistungen zu werden verspricht. Der Gegenstand ist ein Leichenzug von Norwegischen Bauern, an dem felsigten Ufer eines von gewaltigen Bergen begränzten „Fjords“. Im Vordergrund ein Kahn mit dem Sarg, die Spitze des ganzen, vom Mittelgrunde her sich bewegenden Zuges von Leuten beiderlei Geschlechts und der verschiedensten Altersstufen. Die Figuren werden, wie in diesen Bildern gewöhnlich, nicht als Staffage behandelt, sondern erhalten eine selbstständige, der Landschaft ebenbürtige Bedeutung. Ihre große Anzahl, die tief gefühlten, verschiedenartig variirten Motive, die nordischen Charaktere, welche in der düstern Situation eine noch ernstere Bedeutung bekommen, der ergreifende Ausdruck in den Gesichtern der Hauptfiguren, die theils im tiefen Schatten ruhende, theils vom Schimmer der entfernteren Lustpartie hell widerstrahlte Scenerie; dies Alles, mit der bekannten Meisterschaft der beiden Künstler behandelt, giebt ein Bild von höchst ergreifender Wirkung; ihm fehlt noch die letzte Hand; es wird aber hoffentlich nächstens zur Ausstellung kommen. Außer ihren eigenen Arbeiten haben beide Künstler gemeinsam noch ein anderes Bild in Arbeit; den Gegensatz des ersteren, eine Brautfahrt auf dem Wasser in Hardanger Fjord, es wird ein anmuthiges Bild voll Poesie und strahlender Farbenpracht.

August Kopisch, der lebenswürdige Dichter und Maler, ist in Berlin durch plötzlichen Tod seinen zahlreichen Freunden entrisen worden. — Seit einigen Jahren im Auftrage des Königs mit einer Geschichte und Beschreibung der königlichen Schlösser und Gärten von Sanssouci beschäftigt und daher in Potsdam wohnend, war er auf einige Tage zum Besuch bei Verwandten in die Residenz gekommen und wurde dort am 6. Februar von einem Schlaganfall getroffen. Kopisch war am 26. Mai 1799 in Breslau geboren. Bedeutender denn als Maler — ein durch Sturz auf dem Eise entstandenes Handübel störte ihn dauernd — war er als Dichter, und sein poetischer Sinn ist es auch hauptsächlich, der seine Bilder (Landschaften, besonders die pontinischen Sümpfe) anziehend machte. Viele seiner launigen Gedichte und Lieder sind in die Volksbücher übergegangen. Auch hat er eine treffliche Uebersetzung von Dante's göttlicher Komödie geliefert. Bekannt ist, daß er als tüchtiger Schwimmer die blaue Grotte bei Capri entdeckte.

Tony Johannot in Paris hat mehr als fünfzehntausend Zeichnungen und Compositionen hinterlassen, von denen er eine große Anzahl selber auf Stahl und Kupfer

ausgeführt hat. Diese große Fruchtbarkeit hat ihn vielleicht verhindert, während seines Lebens an seinen rechten Platz zu gelangen. Er produzierte zu viel; er war unvermeidlich geworden. Er illustrierte Lafontaine, Werther, Faust, Lamartine, Beaumarchais, das Evangelium, die Geschichte der Revolution, Voltaire, Walter Scott, Chateaubriand, Béranger, Byron, Cooper, George Sand u. s. w.

Theater. Vorige Woche ging im Princeß-Theater in London Macbeth mit einer Inszenirung über die Bühne, welche sich von den alten Traditionen ganz und gar lossagte, und durch ihre Originalität große Wirkung machte. Man sah sich in eine alte rauhe Zeit versetzt, wo starke Leidenschaften zu wilder Lust und schwarzen Verbrechen reizen; wir befinden uns mitten unter einem Barbarenvolke, das auf ein Menschenleben nicht viel giebt, aber dem Trinkhorn und der Freude der Tafel leidenschaftlich ergeben ist, und sich von der Harpe des Barden zu wildem Enthusiasmus anfeuern läßt. Das große Mahl, wo Banquos Geist erscheint, ist sehr seltsam. Die riesigen Hauptlinge erschienen zwischen dicken Pfeilern, auf schweren Bänken sich streckend, und massenhafte Gerichte an den schwerbelasteten Tafeln genießend, während geschäftige Diener für die Stillung ihres unlöslichen Durstes sorgen, und härtige Barden Genuß mit Musik erhöhen. Wie die Ermordung Duncan's ruchbar wird, bedeckt sich die Bühne nicht mit Hochländern nach dem conventionellen Musterbild, sondern mit einer Schaar wilder Gestalten, die durch einander stürzen, und sich mit wilder Neugier über einen großen Balkon herablehnen. Lady Macbeth lebt nicht in einem der herkömmlichen Nittersäle, sondern in großen unabhöhrten, Frösteln erweckenden Zimmern, mit plumpen Thüren, die auf das Einlassen an Zugluft berechnet zu sein scheinen, und den Zuschauer zweifeln machen, ob sie durch die größte Quantität Brennholz auf den riesigen Herden erwärmt werden könnten. Der äußere Anblick von Schloß, Heide und Gebirg bringt denselben Eindruck von Wildheit hervor, und erinnert an die Zeit und den Ort gewaltiger Verbrechen und rauher Tugenden. In der übernatürlichen Welt ist die Regie nicht weniger erfinderisch gewesen. Die Hexen sprechen und singen durch dicke Gaze, die sie nur halb wirklich erscheinen macht; und wenn dieser künstliche Nebel verschwindet, heben sich ihre fantastischen Gestalten grauenerrregend von dem Morgenhimmel ab. Ihre Höhle ist keine gewöhnliche Höhle, sondern wirklich der Abgrund des Acheron, ein von oben mit einem rothen Schimmer erleuchteter Kessel, in welchem die Dämonen ihre Organe begehren. Ueberall, wo sich eine Gelegenheit darbietet, die vielen seltsamen Züge dieser grauenerrregenden Tragödie auf eine neue und originelle Weise zu beleuchten, ist sie mit Begier ergriffen, und ein merkwürdiges Bild ist stets die Frucht dieser Künstelei und Verwirrung des Geschmacks.

Der Tod des vortrefflichen Schauspielers J. G. F. Weiß, (geboren 1790 zu Magdeburg, gestorben den 17. Februar 1853 zu Berlin) wird als ein großer Verlust des deutschen Theaters allgemein empfunden. Er war einer der sehr wenigen Darsteller, welche die Traditionen einer bessern Kunstbildung bis in unsere traurige Theaterzeit bewahrt haben. Seiner Bildung nach gehört er der Hamburger Schule an, in welcher die Lehren und das Bild des großen Schröder's, des größten deutschen Schauspielers, bis in die zwanziger Jahre dieses Jahrhunderts lebendig waren. Von dem Kreis großer Talente, welche aus der guten Zeit Hamburgs hervorgegangen sind, und noch unter Schmidt dies Theater im bürgerlichen Schauspiel zu dem ersten Deutschlands machten, von den Gloy, Lebrun, Lenz, Jost und Anderen sind kaum noch zwei oder drei auf der Bühne, fast nur dazu, um eine jüngere Generation vergebens an das zu erinnern, was die Kunst der theatralischen Darstellung einst zu leisten wußte. Jene Wahrheit, Einfachheit und bescheidene Verwendung der Mittel, das sorgfältige Ausarbeiten des Details, die innige Liebe, mit welcher das Charakteristische in kleinen Zügen ausgearbeitet wurde, sind auch an Weiß bis an sein Lebensende zu verehren gewesen. Seit dem Jahre 1825 bei dem königlichen Theater zu Berlin angestellt, von 1827

bis 1852 Regisseur des Lustspiels, ist er in einer Reihe von Jahren als Künstler und Beamter des Instituts eine Zierde und ein Stolz desselben gewesen. Er war keine geniale Kraft, ein schwaches Organ und ein kränklicher Körper beschränkten seine Thätigkeit; aber in seinen komischen und gemüthlichen Charaktervollen war er ein von keinem Jüngeren erreichtes Vorbild. Als Mensch war er nicht weniger achtungswerth. Von seinen Collegen geliebt, von dem Publicum hochgeachtet, fühlte er sich doch als Künstler in den letzten Lebensjahren in der großen Stadt recht einsam. Das unsichere, eitle Treiben, der rohe Dilettantismus und die Charlatanerie des neuen Berlins, und der Verfall der deutschen Bühne waren ihm ein großer Schmerz, den er gegen Solche, denen er Vertrauen schenken konnte, zuweilen mit rührender Lebhaftigkeit aussprach. Die Erinnerung an ihn wird aus dem Spiel der Jüngeren nicht so lange zu erkennen sein, als die Ueberlieferungen der glorreichen Hamburger Zeit durch ihn lebendig erhalten wurden, aber in der Geschichte des deutschen Theaters wird er für immer als Einer von den Guten und Edlen erwähnt werden, deren Verhängniß es war, in ihren Personen und in ihrer Kunstbildung das Ende einer schönen Kunstperiode darzustellen.

Aus Berlin. — Therese Milanollo hat in der letzten Woche noch drei Concerte gegeben, die sich eines gleichen Beifalls, wie die früheren zu erfreuen hatten. Das Opernhaus wird jetzt durch die wiederholten Aufführungen von Auber's Feensee, oder vielmehr durch die glänzenden Decorationen dazu gefüllt; es hält sehr schwer, ein Billet zu bekommen. Da jetzt auch Marie Taglioni von ihrem Gastspiel in Wien wieder zurückgekehrt, und schon für morgen das Ballet Satanella wieder angefüßt ist, so werden voraussichtlich Diejenigen, welche in der Oper mehr ihrem Ohr als ihrem Auge wohlthun wollen, bei der zu erwartenden Abwechslung, zwischen Satanella und dem Feensee sehr schlecht fortkommen. — Eine für Fr. Wagner von Truhn componirte Scene, „Kleopatra“, ist ziemlich beifällig aufgenommen worden. — Karl Formes ist hier eingetroffen und wird zunächst im Königstädter Theater einige Lieder singen. Es wäre zu wünschen, daß unsere Hoffnung, ihn in Figaro's Hochzeit zu hören, dieses Mal nicht vereitelt werden möchte. — Das Schauspielhaus soll in 14 Tagen mit den Piccolomini eröffnet werden.

Literatur. Neue periodische Schriften. Außer den atlantischen Studien, welche in der letzten Nummer angezeigt wurden, ist unter dem Titel Atlantis, Zeitschrift für Leben und Literatur in England und Amerika, herausgegeben von Dr. Karl Elze, das 1. Heft einer billigen Zeitschrift erschienen, welche sich die Aufgabe stellt, in ähnlicher Weise, wie die Grenzboten thun, die Kenntniß englischen und amerikanischen Lebens bei uns zu verbreiten. Außer einem Einleitungscapitel: der angelsächsische Stamm und seine Sprache, sind Artikel über öffentliche Bibliotheken in England, das englische Weihnachtsfest, außerdem literarische Kritiken, Biographien und Miscellen in dem Probehefte enthalten. Das Unternehmen erscheint gediegen und der Beachtung des deutschen Publikums in hohem Grade werth.

Correspondenz-Blatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine. Im Auftrage des Directoriums vom Prof. M. L. Löwe. Im vergangenen Jahr haben die deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine den Anfang gemacht, sich zu einer Einheit zu constituiren. Auf den Versammlungen zu Dresden und Mainz wurden Statuten festgestellt, die Gründung eines Correspondenzblattes beschlossen, und eine Menge von Anträgen gemacht, unter denen einige z. B. die Gründung eines allgemeinen deutschen Museums für Alterthümer sich bereits in erfreulicher Weise verwirklichen. Das vorliegende Blatt, welches monatlich erscheinen soll, wird das Centralorgan dieser Vereinigung. Und diese Vereinigung selbst ist ein Unternehmen von der größten Bedeutung. Bei dem Mangel an politischer Einheit Deutschlands ist eine Concentration seiner ideellen Interessen in allen Gebieten

verhältnißmäßig schwer zu erreichen, und jedes Streben darnach als ein Fortschritt zu begrüßen. Wir haben in Deutschland eine beträchtliche Anzahl von historischen und Alterthumsvereinen mit sehr ehrenwerthen Bestrebungen, und viel Förderliches ist für die Wissenschaft durch sie bereits gethan worden, wir haben, namentlich im Süden und Westen Deutschlands eine große Menge Sammlungen von Kunst und Alterthumsgegenständen, deren Schätze zum Theil noch wenig bekannt, oft ganz versteckt sind; aber eine Anzahl wissenschaftlicher Fragen von der höchsten Bedeutung können nur gelöst werden durch einheitliche Forschungen, welche durch viele Zusammenwirkende in den verschiedenen Gegenden des Vaterlandes angestellt werden, so wie dadurch, daß die Entdeckungen in einzelnen Gegenden schnell und in glänzender Weise zur Kenntniß und zum Genuß der Gesammtheit kommen. Für alle diese Zwecke muß der Gesamtverein und das Organ desselben von der großen Wichtigkeit werden. Möchten die historischen und Alterthumsvereine in allen Gegenden Deutschlands sich mit Wärme und ohne altgermanische Bedenken dem Verein und seinem großen Zwecke anschließen.

Nachrichten aus dem Gebiet der Staats- und Volkswirtschaft von Otto Hübner. „Der Centralverein für deutsche Auswanderung und Colonisation in Berlin hat die Aufgabe, durch Belehrung über die Beschaffenheit und die Zustände fremder Länder zu wirken, und zu diesem Zwecke in allen Theilen der Erde Verbindungen, durch welche ihm zuverlässige Mittheilungen in großer Anzahl zufließen. Hübner's statistisches Central-Archiv entsteht dadurch, daß die Regierungen, im Austausch gegen dessen Berichte, ihre statistischen Veröffentlichungen, ihre Handels- und Finanz-Gesetze, Parlaments-Berichte u. dergl., die Verwaltungen von Banken, Sparkassen, Eisenbahnen, Versicherungs-, Wohlthätigkeitsgesellschaften und andern öffentlichen Anstalten ihre Anrechnungen demselben regelmäßig zusenden. Das Material, welches auf diese Weise bei dem Central-Verein und in dem Archive zusammenströmt, gemeinnützig zu machen, wird von demselben unter dem obigen Titel wöchentlich wenigstens ein Bogen veröffentlicht. Bei der Auswahl des Stoffes wird dahin gestrebt, daß der Leser zu den schwebenden Tagesfragen das statistische Material, daß der Geschäftsmann über Eisenbahnen, Banken u. dgl., über die Erzeugnisse und Bedürfnisse des Auslandes und über die Veränderungen in Zollgesetzen genauen Bericht erhalte. Am Schlusse jeden halben Jahres wird ein Inhalts-Verzeichniß beigegeben und diese Wochenschrift hierdurch zu einem Repertorium von bleibendem Werthe gemacht.“ Das Unternehmen ist nicht nur seinem Plan nach von Wichtigkeit, es wird auch vortreflich ausgeführt. Otto Hübner hat in ausgezeichneter Weise das Talent, aus der Masse von Zahlen und statistischen Notizen das Interessante und Schlagende deutlich und anziehend hervorzuheben. Die bis jetzt erschienenen Nummern der Zeitschrift enthalten eine Anzahl von Uebersichten und Zusammenstellungen, die man nicht besser wünschen kann; z. B. in Nr. 4. den Artikel: „die österreichische Nationalbank,“ „über Frankreichs Finanzen“ u. s. w.

Kunst-Journal, Unterhaltungen und kritische Mittheilungen aus dem Kunstleben der Gegenwart, redigirt von Alexander Banck. Ein kleines Blatt, monatlich in zwei Nummern, welches sich die Aufgabe stellt, Freude und Verständniß an der bildenden Kunst der Gegenwart in weiteren Kreisen zu verbreiten. Der billige Preis des Blattes (15 Ngr. für das Quartal) und die ernste Kunstliebe des Redacteurs geben ihm die Aussicht auf eine weite Verbreitung, und wir würden das Unternehmen als nützlich und fruchtbringend mit unbedingter Freude begrüßen, wenn nicht die jeder Nummer beigelegten kleinen Stahlstiche der Payne'schen Kunstanstalt zu Leipzig zweifelhaft machten, ob das tüchtige Streben des Redacteur's und die Kunst-Industrie des Herausgebers ohne Conflict werden neben einander bestehen können.

Machiavelli und der Gang der europäischen Politik, von Theodor Mundt. Zweite vermehrte Ausgabe. (Leipzig, Dyl.) — Die zweite Ausgabe deutet bereits an, daß der Verfasser sein Publicum gefunden hat. Der Grund seines Erfolgs

liegt wol in der geschickten Art und Weise, mit der er die mannichfaltigsten Thatsachen combinirt, und einen gewissen Zusammenhang der Ideen darin entwickelt. Für eine wissenschaftliche Ergründung eines Gegenstandes ist ein solcher Weg nicht geeignet, aber er interessirt, und wenn wir uns so ausdrücken dürfen, amüsirt das größere Publicum, zumal da ihm durchaus keine schwierige Probleme vorgelegt, und keine übertriebenen Kenntnisse zugemüthet werden. — In der zweiten Ausgabe hat Herr Mundt als Anhang eine Darstellung des Napoleonismus hinzugefügt, und diesen, den er ganz mit Recht mit dem System des Machiavelli in Parallele stellt, ziemlich scharf kritisiert. Um so mehr muß es Wunder nehmen, daß er sich veranlaßt fühlt, von dem constitutionellen Princip in den verächtlichsten Ausdrücken zu reden. Wenn das ein Einzelner thäte, wäre es schon ein schlimmes Zeichen; da es aber heut zu Tage Mode ist, daß angeblich conservative und angeblich demokratische Schriftsteller darin wetteifern, so darf man nicht ablassen, immer von Neuem auf die Verkehrtheit und völlige Absurdität solcher Polemik hinzuweisen. Unter constitutionellem Staat versteht man nichts Anderes, als ein System, den Willen der Regierung durch eine gesetzlich geordnete Gewalt zu beschränken. Daß die Nothwendigkeit einer solchen Beschränkung von den Anhängern des Säbelregiments geläugnet wird, ist ganz in der Ordnung; daß aber auch die Demokraten sich dazu hergeben, zeigt von ihrer gänzlichen Gedankenlosigkeit, denn auch in einer Republik ist der Constitutionalismus nothwendig, denn auch in einer Republik kann sich das gesammte Volk, das heißt die in einem Ländercomplex vereinigten Individuen unmöglich selbst regieren; es muß auch hier eine Regierung bestellt werden, und diese kann wenigstens zu Ueberschreitungen geneigt sein, es muß also auch hier eine gesetzlich geordnete Gewalt eingerichtet werden, die solche Ueberschreitungen unmöglich macht. Daß aber eine solche Gewalt aus dem Volke hervorgehen, also von ihm gewählt werden muß, und daß ferner das Wahlrecht eine gewisse Organisation, mithin eine gewisse Beschränkung (wenn sie sich auch nur auf die Frauen und Unmündigen bezieht) erheischt, darüber kann ja gar kein Streit obwalten. Also mit solchen allgemeinen Angriffen gegen den Constitutionalismus arbeitet man nur der Gedankenlosigkeit und den Launen der Masse und damit der Willkürherrschaft in die Hände. —

Die Staaten im Stromgebiet des La Plata, in ihrer Bedeutung für Europa, von Dr. Freiherrn von Keden. Darmstadt, 1852. Gustav Fonghaus. — Die Veranlassung zu dieser nützlichen Schrift war die mangelhafte Kenntniß der Staaten im Stromgebiet des La Plata und der Wunsch des Verfassers, jene Gegenden der Aufmerksamkeit der Auswandernden zu empfehlen. Der rühmlich bekannte Verfasser zeigt in der Vorrede an, daß er auch eine Wandkarte des Stromgebiets des La Plata berichtigt nach den neuesten Nachrichten, in der Bauerkeller'schen Landkartenanstalt zu Darmstadt besorgt habe. Nach allgemeiner Betrachtung der geographischen Verhältnisse und einem kurzen Abriß der Geschichte dieser Länder folgt eine besondere Betrachtung der Republiken von Uruguay, Paraguay, Entre Rios und Corrientes, des Argentinischen Bundes und der brasilianischen Provinzen Katharina und Rio grande; zum Schluß eine Darstellung der merkantilschen und Verkehrsverhältnisse dieser Staaten, Tabellen über Aus- und Einfuhr u. s. w. Da wir in neuester Zeit kein Werk haben, welches dem größern Publicum in übersichtlicher Weise die Staatsverhältnisse dieses Theils von Südamerika erklärt, dessen politische Kämpfe in unsren Zeitungen mit mehr Ausdauer als Genauigkeit in Form von dreizeiligen Notizen besprochen werden, so ist das kleine Werk als ein sehr willkommenes und nützliches Handbuch zu begrüßen. —

Herausgegeben von **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt**.

Als verantwortl. Redacteur legitimirt: **F. W. Grunow**. — Verlag von **F. V. Herbig** in Leipzig.

Druck von **C. E. Elbert** in Leipzig.